Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 29 (1939)
Heft: 31

Artikel: Heimgefunden
Autor: Hügli, Emil
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-647968

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Heimgefunden

Ein Geschichtlein zur Bundesfeier

von Emil Hügli

Es war von jeher die Gewohnheit Fritz Zwahlens gewesen, daß er, wenn ihn der Weg wieder einmal in sein schönes, auf aussichtsreicher Höhe gelegenes Heimatdorf führte, die Gelegenheit benutzte, um bei den Dorfgenossen über seine politische Einstellung zu sprechen, wobei er denn tüchtig auf die bestehenden Verhältnisse im Vaterland, auf den Militarismus, auf den Kapitalismus wie auf das Unternehmertum schimpfte und prophezeite, daß die Zukunft der organisierten, zur Revolution bereiten Arbeiterschaft gehören werde. —

Im Dorfe vernahm man diese Reden nicht eben gerne, wenn man von ihnen auch nicht überrascht war; man wußte ja, daß Zwahlen nun einmal in der Fabrikstadt unter die „Roten" gegangen, indessen seine Eltern und sein älterer Bruder nach wie vor das kleine Bauernwesen im Dorfe aufrecht erhielten.

Es geschah nun, daß Vorarbeiter Fritz Zwahlen nach einer ernsten Erkrankung, die ihn gezwungen hatte, drei Wochen lang im Stadtspital zu liegen, nach Mitte Juli zur Erholung ins Dorf kam und in seinem Vaterhause freundliche Aufnahme und Pflege fand. Solange er noch nicht recht bei Kräften war, verhielt er sich in Gesellschaft ziemlich still, sich mit einigen Andeutungen über seine Einstellung begnügend. Er mochte dabei fühlen, daß es sich schlecht machen würde, auf das Vaterland zu schimpfen, so lange er just in seinem Vaterhause so gut aufgehoben war. Aber als er sich dann nach den ersten zehn Tagen gründlich erholt hatte und die Rückreise nach dem Arbeitsplatz bevorstand, wollte er das bisher Versäumte doch noch nachholen, weshalb er sich nun in den letzten Tagen keine Gelegenheit mehr entgehen ließ, an den Wirtstischen vor den andern seine Ansichten zu verfechten.

Er war in der Fabrikstadt ein gelehriger Schüler der dortigen politischen Propagandisten geworden, und so ging es ihm denn wiederum ganz leicht vom Munde, Kritik an den bestehenden Zuständen im Vaterlande zu üben. Um seine Ausführungen zu stützen, trug er immer eine ganze Anzahl von Zeitungsausschnitten aus Arbeiterblättern bei sich, sodaß er in der Lage war, auch stets Lehrsätze und Aussprüche verschiedener berühmter Männer, welche die Ansichten der Führer bestätigten oder zu bestätigen schienen, zur Bekräftigung zu zitieren.

Wie er nun am Abend des letzten Julitages in die Wirtschaft „Zum Ochsen" kam, fand er eine kleine Gesellschaft junger und jüngerer Bauern um den runden Tisch versammelt, darunter auch verschiedene einstige Schulkameraden, bei denen er ohne weiteres Platz nahm. Erst als er sich gesetzt hatte, bemerkte er, daß auch der Lehrer, ein Mann in der Mitte der Lebensjahre, bei den Burschen saß, und bald war er auch im Bilde.

„Ja, ja", sagte der bedächtig sprechende Schulmeister, „wir wollen doch auch in diesem Jahre am 1. August zeigen, daß wir hier oben unser Heimatland noch lieben. Ich lasse den Gemischten Chor auf dem Lindenplatz ein paar vaterländische Lieder singen, und ihr werdet ja morgen schon ein paar Stunden Zeit finden, um auf der Gratalp und auf der Kuppenalp Holz zu den Höhenfeuern zusammenzutragen; und wenn dann die Kirchenglocken läuten, sollen die Feuer freudig durch die erste Augustnacht leuchten, zum Zeichen, daß da oben noch gute Eidgenossen wohnen."

Man schien mit diesen Mitteilungen im allgemeinen einverstanden zu sein. Alle stimmten zu, sodaß der Lehrer noch befriedigt bemerkte: „Ja ja, es ist halt doch eine einzig schöne Sache um die Vaterlandsliebe, die natürlich jederzeit auch für die Vaterlandsverteidigung einsteht!"

Diese Worte schienen nun aber den Fritz Zwahlen in die Nase zu stechen. Nervös geworden, nahm er rasch nacheinander zwei Schlücke aus seinem Bierglas, räusperte sich hierauf und begann mit einer gewissen überlegenen Miene zu erklären: „Ach, was! Mit solchen schönen Redensarten ist heute in der Welt nichts mehr anzufangen", und indem er einen Büschel bedruckter Papierschnitzel hervorzog, fuhr er, nun schon fast etwas hochnäsig, fort: „Beim Eid, mit solchen Phrasen darf man uns heute nicht mehr kommen ... Vaterlandsliebe, Patriotismus, für was denn auch?! Ha! Wartet nur, ha, ich hab' da doch einen Zettel, ja, richtig hier! Hört nur! Man will sich doch immer auf den braven Gottfried Keller berufen, der in die Heimat verliebt gewesen sein soll; aber was hat dieser Keller gesagt, auf den die Patrioten so stolz sind? Ja, da steht es, hier, ha. Hört nur: „Der Patriotismus ist ein wüstes, unfruchtbares und totes Ding!" Ja, das steht da, schwarz auf weiß; jetzt wißt ihr, was Patriotismus ist!"

Damit wollte Fritz Zwahlen triumphierend den Zettel wieder einstecken. Allein der Lehrer kam ihm zuvor; rasch nahm er ihm das Papierchen aus der Hand, das er mit den Worten überflog: „Ei, da kann etwas nicht stimmen."

„Natürlich nicht", fuhr er dann, einen ernsten Blick auf Zwahlen werfend fort, „du hast da verschiedenes einfach weggelassen. Wie heißt es denn?

„Ohne die große und tiefe Grundlage und die heitere Aussicht des Weltbürgertums ist der Patriotismus (ich sage absichtlich diesmal nicht Vaterlandsliebe) ein wüstes, unfruchtbares und totes Ding" ... Das klingt doch ganz anders!"

„Nun, anstatt Weltbürgertum würde er wohl heute sagen: Weltsozialismus", erwiderte Zwahlen rasch.

„Das glaub' ich kaum", gab ihm der Lehrer ruhig zur Antwort. „Was aber der Dichter vom bloßen ‚Patriotismus' sagt, das soll nach seiner eigenen Auffassung nicht von der echten Vaterlandsliebe gelten, vielmehr gewiß das Gegenteil, nämlich, daß diese etwas Schönes, Fruchtbares und Lebendiges sei. Mit solchen Mitteli, mit falschen oder unvollständigen Zitaten, soll man niemand fangen wollen, und gewiß würde der Dichter heute erst recht die ‚heitere Aussicht des Weltbürgertums' verlangen und nicht den Weltsozialismus. Man merkt ja deutlich, daß er den engherzigen, fanatischen, ausschließlichen Patriotismus treffen wollte, jene Patrioten, von denen er sagt, daß man ihnen mißtrauen solle, weil ihnen mit den Landesgrenzen die Welt mit Brettern vernagelt ist und die alles zu sein und zu bedeuten glauben durch die zufällige Geburt in ihrem Lande. Ich weiß aber auch auswendig, daß er am gleichen Orte sagt: „Mißtrauet auch jedem Menschen, der sich rühmt, kein Vaterland zu kennen und zu lieben!" . . . So stehen die Dinge, lieber Fritz Zwahlen, und nun, nachdem du den Ausspruch falsch und verstümmelt vorgelesen hast, muß man auch dir mißtrauen, und zwar umso mehr, als du dich ja auch mit Stolz zu jenen zählst, die kein Vaterland anerkennen."

„Ja, just darauf bin ich stolz", erwiderte Zwahlen.

Der Lehrer fuhr fort: „Ich will dir etwas gestehen, Fritz! Ich war wahrhaftig auch einmal so weit wie du. Es war mir alles verleidet im Lande, ich war lange Zeit arbeitslos, fand keinen rechten Ausweg mehr, und so begann ich, die Heimat zu verleugnen und ihr all meine Liebe vorzuenthalten. Allein, das bekam mir nicht gut; denn man entwurzelt sich damit nur in eigensinniger Weise und verliert dabei noch den letzten Halt im Leben und die letzte Freude. Das spürte ich bald einmal! Und als mich das Schicksal dann ins Ausland verschlug und mir dort erst recht manches nicht gefallen wollte, da stieg das Bild des Vaterlandes wieder vor mir auf und damit auch die Liebe zu ihm, und diese Liebe gab mir wieder Schwungkraft, Selbstbewußtsein, Freude am Leben, ja — sie hat mich seelisch wieder gesund gemacht und mir geholfen, mich freudig wieder

im Leben zurecht zu finden, sodaß ich mich nun ganz glücklich fühle, hier im Dorfe Lehrer sein zu dürfen, so bescheiden der Posten auch ist . . ."

Er machte eine kurze Pause, um dann fortzufahren: „Und nun begehen wir morgen hier die Bundesfeier, die schweizerische Freiheitsfeier, und da du ja morgen noch hier bist, so komm', Fritz, feiere mit, höre dir die Lieder an und das Glockengeläute und betrachte dir auch die Höhenfeuer und bedenke, was das alles zu bedeuten hat. Ich will wetten, auch bei dir muß die alte, treue Liebe zum Vaterland wieder im Herzen erwachen, die Liebe zur Heimat, ohne die man gar kein rechter Schweizer sein kann, und die in der Tat mit engherzigem, eingebildetem Patriotismus nichts zu tun hat."

Nicht ohne Bravorufe und beifällige Worte hatten die Bauern dem Lehrer zugehört. Fritz Zwahlen aber trank sein Bier aus, brummte nur noch: „Hier will man mich nicht verstehen", und verließ die Stube. Tags darauf nahm er wohl an der Bundesfeier teil, allein nur in der Absicht, sich über dieselbe lustig zu machen. Es wollte ihm dies aber doch nicht gelingen. Und als dann die Glocken läuteten, die Höhenfeuer auf den Alpen, auf Hügeln und Bergen ringsum aufflammten und der Gemischte Chor seine vaterländischen Weisen zu singen begann, da liefen Fritz Zwahlen doch ein paar heiße Tränen verstohlen übers Gesicht.

. . . Und an diese Tränen mußte er sich später auch in der Fabrikstadt immer wieder erinnern und sich dabei eingestehen, daß in ihm nun doch wieder das Gefühl der Liebe für das Vaterland erwacht sei. Die Lust zum Schimpfen war ihm vergangen, und man fand ihn später bei jener Arbeiterschaft, die so gut wie der Bürger auf vaterländischem Boden stehen will. Das war die Rückkehr Fritz Zwahlens. Er hatte in seinem Innern — heimgefunden!

Vom unbekannten Gottfried Keller

Am 19. Juli 1819 — vor 120 Jahren — wurde Gottfried Keller, der Dichter des „Grünen Heinrich", in Zürich geboren. Von seinem, bis heute unvergessenen Schaffen sagt einer seiner Biographen: Ob der Dichter Formen vergangenen Daseins in seinem Werke darstellt, ihr Sinn ist unvergänglich und wirkt als Lebensgesetz auch in der Gegenwart und in der Zukunft. Was jenes Geschlecht zu retten vermochte, vermag auch uns zu erhalten: „Das Gewissen und die Kraft."

Als vor einigen Jahren in Deutschland der Film „Hermine und die sieben Aufrechten" erschien, da mag mancher über der Freude an diesem so besonders gelungenen Bildstreifen auch den Dichter nicht vergessen haben, der fünfundsiebzig Jahre früher den Vorwurf dafür geschaffen hat: Gottfried Keller. Denn unter den „Züricher Novellen" Kellers ist das „Fähnlein der sieben Aufrechten" sicher die schönste; ja, dieses Kleinod deutscher Prosadichtung gehört wohl überhaupt mit zu dem Köstlichsten, was je in deutscher Sprache geschrieben worden ist . . .

Die Gewissensfrage nach dem „Grünen Heinrich".

Und in der Tat: noch heute, 120 Jahre nach dem Tage, der den Schweizer Dichter das Licht der Welt erblicken ließ, steht die stattliche Zahl seiner „Gesammelten Werke" in unseren Bücherschränken unmittelbar neben den Werken Goethes und Schillers. Und wenn Kellers Biograph von den unvergänglichen Lebensgesetzen spricht, die der Dichter gestaltet habe, so gilt dies vor allem für Kellers Hauptwerk, für den „Grünen Heinrich" . . . — „Haben Sie ihn denn auch gelesen?" fragte mich kürzlich ein Freund, als irgendwie das Gespräch darauf kam. Ich war ziemlich verwundert über eine derartige Frage.

Und da kam es heraus: der Gute nannte das seine „Gewissensfrage nach dem ‚Grünen Heinrich'". Und er teilte die Menschen, mit denen er umging, tatsächlich danach ein. „Er hat den ‚Grünen Heinrich' noch nicht gelesen! Nun, dann hat er noch manches vor sich." Oder, „Er hat ihn gelesen; also weiß er, was schön und gut ist."

Das beste war, dem neugierigen Frager mit einer Gegenfrage zu kommen: „Kennen Sie Kellers Beziehungen zum Luftschiff?" — Ha! Die Frage saß! Und so konnte ich denn erst jenes merkwürdige Gedicht des Geisterbanners Justinus Kerner auskramen, das Keller veranlaßte, bereits um die Mitte des 19. Jahrhunderts zum Problem des Luftschiffes poetisch Stellung zu nehmen.

Kerner hat sich in jenem Gedicht, das 1845 im „Morgenblatt" erschienen war, darüber beklagt, daß mit dem Heraufkommen des technischen Zeitalters alle Poesie aus der Welt verschwinden würde. „Des Dampfwagens wilder Pfiff" verscheuche die Musen. Und bald werde es so weit kommen, daß auch „der unselige Traum des Fliegens" in Erfüllung ginge und: „wo einst singend Lerchen schifften, schifft grämlich stumm Britannias Sohn". Und weiter heißt es dann in dem Kerner'schen Gedicht komisch-traurig:

Fühl Regen ich beim Sonnenscheine,
Such nach dem Regenbogen keck,
Ist es nicht Wasser, wie ich meine,
Wurd' in der Luft ein Oelfaß leck . . .

Gottfried Keller, der Lebensbejaher, antwortete darauf, daß sich die Poesie durch nichts vertreiben lasse. Und die Technik dürfe nichts anderes sein, als die endliche Bändigung der Naturgeister zum Nutzen der Menschen und also auch der Dichter. Und er schließt mit den Worten:

Und wenn vielleicht in hundert Jahren
Ein Luftschiff hoch mit Griechenwein
Durchs Morgenrot käm angefahren —
Wer möchte da nicht Fährmann sein?

Dann bög ich mich, ein sel'ger Zecher,
Wohl über Bord, von Kränzen schwer,
Und gösse langsam meinen Becher
Hinab in das verlassne Meer.

„. . . vielleicht in hundert Jahren" — nun, der Traum des Dichters ist um einiges eher in Erfüllung gegangen! Als der 71jährige die Augen schloß, konnte er nicht ahnen, daß damals schon ein gewisser Graf Zeppelin an der Arbeit war, ein Luftschiff zu konstruieren, von dem aus einmal die Passagiere hinab aus Weltmeer — allerdings nicht auf ein verlassenes, sondern von gewaltigen Ozeanriesen bevölkertes! — blicken würden.

Man hat das Hauptwerk Kellers, den „Grünen Heinrich" — der hier den Anlaß zu der obigen Exkursion in die dichterischen Luftschiffräume abgeben mußte — einen „Erziehungsroman" genannt. Und er ist es in einem höheren Sinn als es dieses Literaturwort ausdrücken kann! Denn hinter ihm steht der Dichter, der sich selbst erzog.

Zwar hatte Keller schon während seiner Berliner Zeit ernsthaft künstlerisch gearbeitet — das „Fähnlein der sieben Aufrechten" entstand in Berlin —, sodaß er manchmal „alle Finger voll Tintenkleckse" hatte. Die Vollendung seiner Persönlichkeit aber erfuhr er erst, als er die Stellung als „Erster Staatsschreiber seines Landes" annahm und in diesem Amt „mit hartem Zwang die ungebundene Schaffensfreiheit bändigen lernte". Der eidgenössische Kanzler Schieß hat dem Dichter das Zeugnis ausgestellt, er sei der beste, zuverlässigste Staatsschreiber in der Schweiz gewesen. Und als Keller nach fünfzehnjähriger Amtstätigkeit diese Arbeit niederlegte, hatte sie ihn so erzogen, daß er nun in Freiheit und Disziplin zugleich sein eigentliches Werk tun konnte: das Werk des Dichters, der Unvergängliches gestaltet.

NR.